

Predigt zu Apostelgeschichte 2, 41a. 42 – 47

Thema: Bleibende Herausforderungen für die christliche Gemeinde

**Sonntag 7. Sonntag nach Trinitatis, 3. August 2025 in der Dorfkirche zu
Ramsdorf von Pfr. i. R. Thomas Mallschützke**

Die sein Wort annahmen, ließen sich taufen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Alle aber, die gläubig geworden waren, blieben beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Auch verkauften sie Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem einer in Not war. Und sie waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und in den Häusern. Sie nahmen die Speise mit Freuden und lauterem Herzen, lobten Gott und hatten Gnade beim ganzen Volk. Der Herr aber tat hinzu täglich die gerettet wurden, zu der Gemeinde.

Was für ein Ideal von Gemeinde wird uns hier vor Augen geführt. Eine tolle Gemeinde! Wie traurig sieht – im Vergleich dazu – unsere Wirklichkeit aus! Die Kirche verliert seit Jahren kontinuierlich Mitglieder. Sie wird infolgedessen von Sparzwängen gebeutelt. Und verwaltet scheinbar nur noch sich selber bzw. dreht sich immer mehr um sich selber – oder drastischer ausgedrückt: Sie verwaltet ihren Untergang! Vom Wohlwollen beim ganzen Volk scheinen wir weiter denn je entfernt zu sein. Unsere Kirchgemeinde macht dabei keineswegs eine Ausnahme. Das betrifft eben auch uns hier in Ramsdorf.

An dem Unterschied zwischen dem aufgezeigten Ideal von Gemeinde und unserer Wirklichkeit könnten wir verzweifeln! Und uns fragen: Was hat es dann überhaupt noch für einen Sinn, wenn wir uns abstrampeln und für diese Kirche einsetzen? Und was soll das alles, wenn am Ende nicht viel dabei herauskommt? Doch ehe wir aufgeben, sollten wir bedenken: Es gibt noch eine ernüchternde, letztlich aber positive Nachricht. Und die lautet: So ideal, wie Lukas die Gemeinde darstellt, war sie damals wahrscheinlich nicht! Zu seiner Zeit – etwa 50 Jahre nach Gründung der ersten Gemeinde in Jerusalem – hatte sich bereits graue Realität in der Gemeinde breitgemacht. Es gab Konflikte und Streit. Hab und Gut wurde

keinesfalls nur geschwisterlich geteilt. Und die Gemeinden wuchsen auch nicht mehr so gewaltig.

Da fragen wir uns vielleicht: Warum stellt Lukas die Gemeinde damals so ideal hin, obwohl das womöglich gar nicht der Wahrheit entspricht? Wahrscheinlich will er seiner tristen Gegenwart bewusst ein Ideal von Gemeinde gegenüberzustellen. So gesehen erzählt die Apostelgeschichte an dieser Stelle nicht, wie es unbedingt (tatsächlich) war, sondern wie es (eigentlich) sein soll! Da stellt sich allerdings die Frage: Kann denn überhaupt eine solche ideale Gemeinde entstehen? Und wenn ja, wie soll das vor sich gehen? Etwas harmloser gefragt: Wodurch könnte denn manches in unserer Gemeinde besser werden? Die Apostelgeschichte sagt:

Es gibt dafür eine Bedingung, die erfüllt werden muss damit manches besser wird. Das würde dann Folgen für die Gemeinde haben – auch heute noch. Zunächst also zur Bedingung für ein verbessertes Gemeindeleben. Sie lautet: „Die sein (Jesu) Wort annahmen, ließen sich taufen.“ Was bedeutet aber nun, Jesu Wort anzunehmen? Das meint: Sich an Jesu Botschaft tatsächlich zu orientieren. Und infolgedessen womöglich andere Wertigkeiten im Leben festzulegen als bisher. Beispielsweise sich immer wieder diese Frage zu stellen: Was ist denn wirklich wichtig in meinem Leben? Und was im Grunde gar nicht so sehr?

Dabei nehmen Menschen sein Wort an, weil sie begeistert von Jesus sind. Das scheint ihnen Halt, Geborgenheit und Trost zu geben. Und dieses alles hat dann durchaus Folgen: Menschen teilen alles miteinander – ihre Not und ihre Freude, ihre Begabungen, sowie ihre finanziellen Möglichkeiten. So etwas bewirkt schließlich eine starke Wirkung nach außen. So dass andere sagen: An dieser Gemeinschaft muss etwas dran sein. Das sollten wir uns näher ansehen. Vielleicht wollen auch wir dazu gehören!

Wir dürfen darum niemals vergessen: Gemeindeerneuerung beginnt nicht mit Aktionen und Programmen, sondern vielmehr mit der Intensivierung des Glaubens der einzelnen, das heißt mit der Hinwendung der

Gemeindemitglieder zu Jesus Christus. Wenn so etwas geschieht, bleibt das – wie gesagt – nicht ohne Folgen. Dann wird christliche Gemeinde mehr und mehr zu einer Lerngemeinschaft, zu einer Solidargemeinschaft, zu einer Mahlgemeinschaft und zu einer Gebetsgemeinschaft. Zunächst also: Gemeinde wird eine Lerngemeinschaft.

Die meisten von uns sind ja schon länger Christen. Doch was hat sich seitdem nicht alles in unserem Leben ereignet? Und was musste dabei nicht alles bewältigt werden? Darum lassen sich Glaubenswahrheiten keinesfalls nur einfach wiederholen. Denn als Gemeinde befinden wir uns wie als einzelne in einem Entwicklungsprozess. Das bedeutet: Wir wollen glauben, werden aber manchmal auch von Zweifeln geplagt. Deswegen dürfen wir niemals aufhören, nach der Wahrheit zu suchen. Auch tragen wir unseren Glauben nicht wie einen Besitz vor uns her.

Darum unterbinden wir keinesfalls kritische Rückfragen unserer Kinder oder anderer Zeitgenossen mit dem Hinweis: Das musst du eben glauben und hinnehmen! Sagen wir ihnen lieber: Dass auch wir Gott nicht immer am Werk sehen und verstehen. Dass wir allerdings Versöhnung, Liebe und Gemeinschaft bereits jetzt schon erfahren. So begeben wir uns mit anderen gemeinsam in das Abenteuer des Glaubens hinein. Auf diese Weise erfahren sie und wir, wie sich der Glaube positiv im Leben auswirken kann.

Manchmal wird uns Christen geraten, wir sollten uns allein um das jenseitige Heil kümmern. Und diese vergehende Welt getrost den Politikern und Technokraten überlassen. Dabei wird behauptet: Christlicher Glaube sei eine Privatangelegenheit – gut für das innere Gleichgewicht sowie für die seelische Gesundheit. In der Welt würden allerdings stattdessen Sachzwänge gelten. Und die hätten mit dem Glauben nichts oder jedenfalls nicht viel zu tun. Diese Meinung verträgt sich allerdings keinesfalls mit dem Leitbild von Gemeinde, wie es uns in der Apostelgeschichte gezeigt wird.

Darum können wir nicht mehr guten Gewissens auf solche hören, die uns weismachen wollen: Jesus sei nur deswegen gekommen, um unsere

Seelen im Himmel zu retten. Das Evangelium betont demgegenüber: Er ist nicht gekommen, um uns in der Dunkelheit bloß ein wenig zu beruhigen oder mit angenehmen Phantasien aus der Realität wegzulocken. Gott nimmt vielmehr leidenschaftlich an unserem Leben teil. Und mischt sich ein. Ja er ist bekanntlich sogar Mensch geworden, um unser Leben und das Zusammenleben für seine guten Möglichkeiten zu öffnen. So wird es tatsächlich mehr und mehr heller im Leben. Für manche allerdings auch unbequemer.

Denn das alles führt unmittelbar zum zweiten Merkmal der Gemeinde. Kirche ist eine Solidargemeinschaft. Dazu heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte.“ Natürlich wissen wir: Dass dieser „Liebeskommunismus der ersten Christen“ sich nicht hat lange durchhalten lassen. Doch als Leitbild von Gemeinde bleibt davon bis heute durchaus wichtig: Der Glaube hat auch etwas mit unserem Geld sowie mit der uns zur Verfügung stehenden Zeit zu tun. Und: Die Gemeinde hat zudem soziale Aufgaben, die sie nicht einfach nur an den Staat oder die Diakonie delegieren sollte. Dabei kommt die eigene Verantwortung in den Blick. Und das meint: Ich kann nicht erst warten, bis irgendjemand Verantwortung übernimmt. Vielmehr soll ich mich fragen: Was könnte ich jetzt konkret tun?

Mit diesem Leitbild der Solidargemeinschaft gewinnen wir auf jeden Fall einen neuen Bezugsrahmen. Denn das Gesicht Gottes wendet sich gerade denen zu, die irgendeinen Mangel leiden bzw. deren Würde mit Füßen getreten wird. Wenn wir den Gedanken „Kirche als Solidargemeinschaft“ wirklich ernst nehmen, dann dürfen sich unsere Aktivitäten nicht in Bestands- und Gebäudepflege erschöpfen. Dann nehmen wir als Ramsdorfer Kirchgemeinde vielmehr die Menschen in den Blick, die unsere Hilfe brauchen.

Wenn wir nicht die Augen davor verschließen, sind das durchaus nicht wenige: Ausländer und Zugezogene zum Beispiel, Alleinerziehende, seelisch Angegriffene, Arme u. a. Wer kümmert sich von uns um solche Menschen? Das fängt doch schon damit an, wie beispielsweise Fremde in

unserem Gottesdienst begrüßt bzw. überhaupt nicht wahrgenommen werden. Das setzt sich fort bei der Frage: Wo sind denn die Armen und Minderbemittelten in unseren Gottesdiensten und in unserer Gemeinde? Warum kommen sie nicht? Erscheint ihnen vielleicht unser Programm zu elitär und nicht ihrer Art entsprechend? Was müsste sich daher bei uns ändern, damit sich solche Menschen angenommen fühlen?

Das Leitbild von Solidargemeinschaft gibt der Gemeinde auch noch in einer anderen Hinsicht eine unverwechselbare Qualität: Wenn es um Begabungen geht, sollen hier nicht die Besitzenden und dort die Bedürftigen sein. Hier nicht die starken Helfer und dort die von ihnen Abhängigen. Der Ratsuchende gehört darum nicht dem Berater, der Bedürftige nicht dem Helfer. Und auch die Gemeinde gehört keinesfalls einem Pfarrer. Alle leben ausnahmslos von einem Reichtum, den niemand von uns in die Welt gebracht hat.

Wie könnte das auf eine nachhaltigere Weise erinnert und bekräftigt werden als in der Mahlgemeinschaft! Auch hier kann nicht oft genug betont werden: Nicht der Pfarrer ist dabei der Gastgeber. Er lädt keineswegs in seinem Namen die Leute ein. Tut es vielmehr im Auftrag von Jesus Christus. Die Menschen sollen kommen, essen und trinken. Ihre Füße gleichsam unter Gottes Tisch stellen. Ohne Unterschiede sind sie eingeladen. Dabei hören alle die gleiche Zusage: Jeder darf kommen, so wie er ist. Das bedeutet: Wer die Füße unter Gottes Tisch stellt, hört statt berechtigter oder unberechtigter Vorwürfe den Satz: Christi Leib für dich gegeben. Christi Blut für dich vergossen! Das meint: Auch du bist angenommen!

Im Leben sind nun aber leider oft ganz andere Töne zu hören. Die deutsche Sprache stellt genug „tierische“ Redewendungen zur Verfügung, wenn zu beschreiben ist, wie Menschen erniedrigt werden sollen: Wenn beispielsweise einer „zur Schnecke gemacht“ wird oder wenn einer dem anderen „den Vogel zeigt“. Wie oft wird Macht dazu missbraucht, einen anderen Menschen klein zu machen. Das Leitbild der Mahlgemeinschaft fordert uns diesbezüglich heraus und sagt uns deutlich:

Geht mit euren Widersachern so um, dass sie immer noch die Chance behalten, als Menschen geachtet zu werden. Ich bin davon überzeugt: Würden wir die Schattenseiten in uns selber erkennen und zulassen, dann könnten wir verhindern, dass andere Menschen stellvertretend diese für uns auf zerstörerische Weise ausleben müssten. Das ist im zwischenmenschlichen Bereich nicht anders als in der Weltpolitik: Wenn wir Andersdenkende zu Feinden erklären, dann zwingen wir sie geradezu, sich wie Feinde zu verhalten!

Der vierte Aspekt im Leitbild „Gemeinde“ lautet: Christliche Gemeinde ist und bleibt eine Gebetsgemeinschaft. Es gibt genügend Lebensumstände, in denen wir darauf angewiesen sind, dass jemand anderes für uns eintritt. In solchen Augenblicken ist es gut zu wissen: Hier sind Menschen, die jetzt an mich denken. Sie schließen mich in ihr Gebet mit ein. Wer so etwas erlebt, weiß, welche unvergleichliche Kraftquelle davon ausgehen kann. Wenn andere uns mit ihren guten und anteilnehmenden Gedanken umgeben, dann gleicht das einem Netz.

Ein Netz schließt bekanntlich nicht so dicht ab wie eine Plastiktüte. Es lässt mit seinen Maschen noch reichlich Luft. Und doch halten die starken Knoten das Ganze zusammen. Umhüllt und gleichsam luftdicht „abgeschottet“ zu sein, das wäre nicht gut. Doch gehalten wie von einem starken Netz – so etwas hilft zum Leben. Mit jedem Gebet für andere wird sozusagen ein neuer starker Knoten geknüpft. Man kann es durchaus so sagen: Solange es betende Menschen und Gemeinden gibt, umspannt ein Netzwerk die Welt, damit sie nicht total heillos auseinanderfällt.

Zum Schluss kehren wir noch einmal an den Anfang zurück. Und zu der Frage: Wie wollen wir nun diesen Predigttext aus der Apostelgeschichte heute verstehen? Ich möchte ihn so lesen: Er regt an, darüber nachzudenken, was unserer Gemeinde und unserer Kirche fehlt! Dabei sich immer wieder Fragen zu stellen, wie die: Was kann jede und jeder persönlich einbringen, damit in unserer Gemeinde aus einem Nebeneinander ein Miteinander wird? Was fehlt uns, damit Kirche so in die Gesellschaft hinein strahlt, dass sie auf positive Resonanz stößt? Was müssen wir schließlich tun, damit niemand mehr sagen muss: Früher war

alles besser? Und was können wir tun, damit es kein frommer Wunsch bleibt, wenn wir sagen: Künftig wird vieles besser?